

Der Staub der schweren Gardinen wirbelte im morgendlichen Licht. Gregers setzte sich in den Sessel und betrachtete den Tanz der Partikel durch das Wohnzimmer. Es dauerte inzwischen verdammt lange, bis er richtig aufwachte, aufzustehen lohnte sich schon fast nicht. Er legte die Hände auf das abgewetzte Polster, lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen vor dem Lichtflimmern, bis das Gurgeln der Kaffeemaschine zu hören war.

Gregers zählte bis drei, schob sich aus dem Sessel, schlüpfte in seine Pantoffeln und schlurfte mit kurzen Schritten in die Küche. Immer der gleiche Weg, von der Mahagoni-Anrichte und dem grünen Sessel bis zu dem verfluchten Handgriff an der Wand, den die Altenpflegerin letztes Jahr angebracht hatte. »Ich komme auch ohne das Ding gut zurecht, vielen Dank«, hatte er erklärt – vergeblich.

Er warf den gebrauchten Kaffeefilter in die Mülltüte unter der Spüle. Schon wieder voll. Gregers zog den Müllbeutel vom Ständer und stützte sich auf dem Weg zur Küchentür am Tisch ab. Zumindest seinen Abfall konnte er noch selbst hinunterbringen. Er warf einen Blick auf die Flaschenbatterie seiner Nachbarin auf dem Treppenabsatz über seiner Wohnung. Elende Säuferin. Gott sei Dank war es schon eine Weile her, seit sie das letzte Mal eines ihrer ausschweifenden

Abendessen gegeben hatte, die sich bis in den nächsten Vormittag zogen. Was waren das bloß für Menschen, die die ganze Nacht über saufen konnten? An einem Werktag!

Die Stufen der Küchentreppe schienen unter ihm nachzugeben, er hielt sich gut am Geländer fest. Natürlich wäre es vernünftiger, in eine moderne Wohnanlage für betagte Menschen zu ziehen, aber Gregers hatte sein ganzes Leben in der Kopenhagener Innenstadt gewohnt und wollte es lieber mit ein paar schiefen Treppenstufen aufnehmen, als in irgendeinem Pflegeheim an der Peripherie zu vergammeln. Im ersten Stock stellte er die Mülltüte ab und stützte sich an den Türrahmen. Die beiden jungen Studentinnen, die sich die Wohnung in der ersten Etage teilten, waren ein ständiger Quell der Irritation, insgeheim aber auch der Sehnsucht. Ihre beschwingten Schritte auf der Treppe, ihr duftendes Haar und ihr unbekümmertes Lächeln weckten Erinnerungen an Sommernächte am Kanal und verliebte Küsse. An all das, was einmal gewesen war, und an all das, was nicht passiert war, weil man zu lange gewartet und zu spät entdeckt hatte, dass das Leben allmählich zu Ende ging.

Nachdem er sich ein wenig erholt hatte und aufblickte, bemerkte er, dass die Wohnungstür der jungen Frauen nur angelehnt war. Grelles Licht drang aus dem Türspalt. Die Mädchen waren jung und gedankenlos, aber doch wohl nicht so dumm, mit offener Hintertür zu schlafen? Es war halb sieben, möglicherweise waren sie noch gar nicht zu Hause, aber dennoch. Warum brannte das Licht?

»Hallo ...? Ist da jemand?«

Vorsichtig stieß er mit der Spitze seines Pantoffels gegen die Tür, die mühelos aufging. Gregers trat unwillkürlich

einen Schritt zurück. Man wollte sich schließlich nicht vorwerfen lassen, ein altes Ferkel zu sein, das an fremden Türen lauschte. Vielleicht sollte er die Tür besser wieder zuziehen und seinen Abfall hinuntertragen, bevor der Kaffee oben auf der Warmhalteplatte einbrannte.

Gregers hielt sich am Türrahmen fest und beugte sich vor, um nach der Klinke zu fassen, allerdings hatte er die Entfernung unterschätzt. Entsetzt merkte er, dass er aus dem Gleichgewicht geriet. Er versuchte sich aufzufangen, rutschte aber auf dem glatten Parkett aus und landete mit einem dumpfen Schlag, dem jämmerlichen Geräusch eines unbeholfenen Altmännerkörpers, in seinem Frotteebademantel auf dem Fußboden der Wohnung der jungen Frauen.

Er versuchte zu Atem zu kommen. War die Hüfte gebrochen? Was würden die Leute sagen? Zum ersten Mal seit vielen Jahren hätte er gern geweint. Er kniff die Augen zu und wartete darauf, gefunden zu werden.

Er horchte auf Rufe oder herbeieilende Schritte, aber nichts geschah. Alles war still. Nach ein paar Minuten öffnete er die Augen, um sich zu orientieren. Eine nackte Sechzig-Watt-Birne hing von der weißen Decke und blendete ihn, über ihm ragten Kochtöpfe und Küchenkräuter aus einem Regal, und neben ihm standen ein Haufen Schuhe und Stiefel; auf einigen lag er vermutlich. Vorsichtig drehte er den Kopf von einer Seite zur anderen, um zu prüfen, ob irgendetwas gebrochen war. Nein, mit dem Kopf war alles in Ordnung. So weit, so gut.

Er ballte die Fäuste. Sie reagierten ebenfalls. Diese Scheißschuhe! Er versuchte sie unter sich wegzuschieben, aber es

gelang ihm nicht. Das nervöse Gefühl im Bauch wurde langsam zu einem enormen, erstickenden Klumpen, der sich in seinem gesamten Körper ausbreitete. In dem Schuh, der halb unter seiner alten, schmerzenden Hüfte lag, steckte ein Bein, das in einem verrenkten Körper endete. Es sah aus wie das Bein einer Schaufensterpuppe, aber Gregers spürte weiche Haut an seiner Hand. Er zuckte zusammen und zog die Hand hervor. Da war Blut. Nicht nur auf der Hand, sondern auch auf dem Boden, an den Wänden. Überall Blut.

Gregers' Herz flatterte wie ein Wellensittich. Panik raste durch seinen Körper, gleichzeitig war er wie gelähmt. Ich sterbe, dachte er. Er wollte schreien, doch die Stimme, mit der er hätte um Hilfe rufen können, hatte ihn schon vor vielen Jahren verlassen. Dann kamen die Tränen.

*

Esther schlug auf den Wecker und versuchte dem Inferno in ihrem Kopf Einhalt zu gebieten. Der Übergang vom Traum zur Wirklichkeit war schwer und zäh, sie erkannte den Ton der Türklingel erst, als sie zum dritten Mal gedrückt wurde. Anhaltend. Ihre beiden Möpfe, Epistéme und Dóxa, bellten hysterisch, um ihr Territorium zu verteidigen. Esther de Laurenti war auf dem Bettüberwurf eingeschlafen; ihr Kissen hatte tiefe Spuren im Gesicht hinterlassen, die sie mit den Fingern spüren konnte. Mist. Seit sie vor knapp einem Jahr in Pension gegangen war, hatte ihr innerer Schweinehund das Kommando übernommen – selten stand sie vor zehn Uhr morgens auf. Die alte Messinguhr mit dem Schäferpärchen, die ihrer Mutter gehört hatte, zeigte 8.35 Uhr.

Sie kannte niemanden, der auf die Idee kommen könnte, um diese Uhrzeit bei ihr zu klingeln. Wenn es der verfluchte Postbote war, würde sie ihm was an den Kopf schmeißen. Das Schäferpärchen zum Beispiel.

Sie wickelte sich in den lilafarbenen Bettüberwurf aus Seide und wankte mit pochender Stirn zur Wohnungstür. Hatte sie den Rotweinkarton gestern Abend ausgetrunken? Zumindest waren es mehr als die beiden Gläser gewesen, die sie sich prinzipiell erlaubte, wenn sie schrieb.

Ihr Körper schmerzte und verlangte nach seiner morgendlichen Routine: Dehnübungen, Atemübungen, Haferbrei mit Rosinen. Ein Aspirin wäre auch nicht schlecht. Esther riss sich zusammen und schaute durch den Türspion.

Auf dem Treppenabsatz standen ein Mann und eine Frau, die Esther nicht kannte. Allerdings hatte sie ihre Brille nicht auf, und im Übrigen fiel es ihr schwer, sich an die vielen hundert Studenten zu erinnern, die sie im Laufe der Jahre in ihren Unterrichtsräumen in der Njalsgade unterrichtet hatte. Trotzdem war sie sich ziemlich sicher, dass diese beiden Personen keine ehemaligen Studenten der Literaturwissenschaft waren. Akademiker sahen selten so entschlossen aus wie die beiden. Die Frau war großgewachsen und breitschultrig, trug einen etwas zu kleinen Nylonblazer und hatte die schmalen Lippen pink nachgezogen. Das Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden, und die Haut sah solariumversehrt aus. Der Mann war schlank und hatte strohblondes Haar. Wäre er nicht so blass und fahl gewesen, hätte sie ihn möglicherweise als attraktiv bezeichnet. Mormonen? Zeugen Jehovas?

Sie öffnete die Tür. Epistéme und Dóxa bellten kampfbereit.

»Ich hoffe, Sie haben den allerbesten Grund der Welt, mich zu wecken!«

Falls sie über ihre Aufmachung überrascht waren, zeigten sie es nicht. Der Mann sah sie aus seinen traurigen Augen ernst an.

»Esther de Laurenti? Wir sind von der Kopenhagener Polizei. Mein Name ist Jeppe Kørner, dies ist meine Kollegin Anette Werner. Ich fürchte, wir haben schlechte Nachrichten.«

Schlechte Nachrichten. Esthers Magen rebellierte. Sie ließ die Beamten eintreten und führte sie ins Wohnzimmer. Die Hunde spürten den Stimmungswechsel sofort und liefen ihr mit einem enttäuschten Winseln hinterher.

»Nehmen Sie doch Platz«, forderte sie die Polizisten mit belegter Stimme auf und setzte sich aufs Sofa.

»Danke«, sagte der Mann. Er beschrieb einen misstrauischen Bogen um die kleinen Möpfe und setzte sich auf eine Sesselkante. Die Frau blieb im Flur stehen und blickte sich neugierig um.

»Vor einer Stunde fand der Inhaber des Cafés im Parterre Ihren Nachbarn Gregers Hermansen. Er hatte einen Herzanfall. Hermansen wurde ins Krankenhaus gebracht und wird dort behandelt. Er hatte Glück, dass man ihn schnell gefunden hat; soweit wir wissen, ist sein Zustand stabil. Er ist in der Wohnung im ersten Stock gestürzt.«

Esther griff nach der Stempelkanne mit dem Kaffee vom Vortag und stellte sie wieder ab, ohne sich etwas einzugießen.

»Das musste ja so kommen. Gregers geht es seit einiger

Zeit nicht besonders gut. Was hatte er im ersten Stock verloren?«

»Sehen Sie, wir haben gehofft, dass Sie uns bei der Beantwortung dieser Frage helfen können.« Der Polizist faltete die Hände im Schoß und sah sie an.

Esther warf den umständlichen Bettüberwurf zu den Papierstapeln, benutzten Taschentüchern und Strickjäckchen, die auf dem Chesterfield-Sofa herumlagen. Die jungen Menschen würden den Anblick einer alten Frau im Nachthemd überleben.

»Sagen Sie mal, was ist hier eigentlich los? Seit wann erscheint die Polizei, wenn ein älterer Herr einen Herzanfall erleidet?«

Die Beamten wechselten einen Blick, der für Esther schwer zu deuten war. Die Frau nickte von ihrem Platz im Flur und trat noch einen Schritt zurück. Der Mann schob vorsichtig einen Stapel Bücher nach hinten und rutschte auf dem Stuhl ein Stück zurück.

»Haben Sie gestern Abend oder im Laufe der Nacht etwas Ungewöhnliches gehört, Frau Laurenti?«

Erstens verabscheute sie es, »Frau Laurenti« genannt zu werden, und zweitens hatte sie nichts anderes gehört als die Meditations-CD mit den Walgesängen, das wirksamste Schlafmittel, wenn der Rotwein nicht reichte.

»Wann sind Sie gestern Abend zu Bett gegangen?«

Er ließ nicht locker.

»Hat es in den letzten paar Tagen ungewöhnliche Aktivitäten im Haus gegeben? Oder fällt Ihnen sonst etwas ein?« Der Polizist sah ihr in die Augen.

Sie schlug die Arme übereinander.

»Ich sitze hier im Nachthemd und habe noch nicht mal einen Kaffee gehabt. Warum jagen Sie mich in solcher Herrgottsfrühe aus dem Bett? Ich will jetzt wissen, worum es eigentlich geht, bevor ich auch nur einen Ton sage!« Esther presste die Lippen zusammen.

»Gregers Hermansen fand heute früh die Leiche einer jungen Frau in der Küche der Wohnung in der ersten Etage.« Der Polizist sprach langsam und wandte den Blick nicht von ihr ab. »Wir sind noch dabei, das Opfer zu identifizieren und die Todesursache festzustellen, aber wir sind sicher, dass es sich um ein Verbrechen handelt. Gregers Hermansen hat einen ziemlichen Schock erlitten und kann noch nicht mit uns sprechen. Ich bitte Sie, uns alles zu erzählen, was Sie über die Hausbewohner wissen und was in den letzten paar Tagen passiert ist.«

Esther spürte, wie der Schock sich von den Füßen bis in die Brust ausbreitete, sie konnte kaum mehr atmen. Ihre Kopfhaut zog sich zusammen, das kurze, hennafarbene Haar sträubte sich im Nacken, ihr lief es kalt den Rücken hinunter. Sie umklammerte die Lehne des Sofas.

»Wer ist es? Eines der beiden Mädchen? Das kann nicht wahr sein. In meinem Haus stirbt doch niemand.«

Sie hörte selbst, wie kindisch und unkontrolliert sie klang. Der Polizist griff nach ihrem Arm.

»Vielleicht schenken Sie sich erst mal eine Tasse von Ihrem Kaffee ein, Frau Laurenti.«

Die Biene summt endlich weg von den Marmeladenklecksen auf dem kleinen Teller und setzt sich auf einen Stapel Bücher. Ein handfester Schlag mit dem Klebstreifenabroller, und der zerquetschte Insektenkörper wird auf einen letzten Flug durch das offene Fenster geschickt. Sie atmet den Tag ein, und ein Prickeln breitet sich aus. Es ist ein gutes Gefühl, melancholisch und glücklich zugleich, und sie versucht es so lange wie möglich festzuhalten. Das Haar ist noch feucht vom Duschen. Das Zimmer ist von Sonnenlicht und den morgendlichen Geräuschen der Stadt erfüllt. Autohupen, Fahrradboten, die sich mit Touristen streiten, der Geruch von frisch abgespritztem Asphalt.

Zum Essen hat sie Toastbrot und starken Earl Grey zubereitet, der Tee dampft noch immer neben dem iPhone auf dem kleinen runden Tisch in der Küche. Kein Anruf, keine Nachrichten. Sie überprüft es noch einmal. Es ist noch nicht lange her, seit sie von zu Hause ausgezogen ist, sie muss sich noch

an die alltäglichen Dinge wie Einkaufen und Wäschewaschen gewöhnen. Sie hat noch keinen wirklichen Rhythmus gefunden, genießt einfach dieses erwachsene Gefühl, selbst zu bestimmen, was wann und wie passiert.

Ihr Kühlschrank ist schon wieder leer. Es will ihr einfach nicht gelingen, ihn mit guten Dingen zu füllen, mit Bresaola oder Biogemüse zum Beispiel. Jedes Mal, wenn sie in den Supermarkt geht, kommt sie mit Scheuerschwämmen und Haferbrei nach Hause. Als hätte sie ihren Platz in der Welt noch nicht richtig gefunden. Im Waschsalon, wo sie mit anderen jungen Leuten ihre Wäsche wäscht, lächelt sie manchmal jemanden an oder tritt rücksichtsvoll zur Seite, wenn einer am Tisch die Wäsche zusammenlegen will - dann ist sie nicht einsam. Doch sobald sie die IKEA-Tasche mit der noch warmen Wäsche die Küchentreppe hochgeschleppt hat und die Wohnungstür hinter sich zuschließt, verfliegt dieses Gefühl rasch wieder.